

**Podcasttagebuch**  
Benjamin Knödler

## Speaker und Macher: Männer geben Tipps für das gute Leben

**N**eues Jahr, Zeit der guten Vorsätze, wer noch keinen hat, kann sich schnell noch einen zulegen. Falls Sie noch auf der Suche sein sollten: Schauen Sie sich mal in der deutschsprachigen Podcast-Landschaft um. Denn hier wird jede\*r Selbstoptimierer\*in fündig, hier tummeln sich die Yogis, Personal Trainer, Speaker und Macher – und ja, meist verteilen hier die Männer die Tipps für das gute Leben.

Neulich habe ich mich also auf die Suche begeben, rein in diese ganz eigene Welt, die sich da in den Podcast-Kategorien von „Karriere“ bis „Fitness und Gesundheit“ auf tut. Da ist zum Beispiel der Podcast *einfach produktiv*, der mit dem Versprechen wirbt: „Ich helfe dir und deinem Team, mehr zu erreichen.“ Hier lernt man Dinge über Zeitmanagement oder wie man Sport in seinen Alltag integrieren kann – beziehungsweise eben auch nicht. Zu sehr stressen soll man sich nämlich auch nicht, denn: „Noch mehr Druck braucht niemand – außer du machst Espresso.“

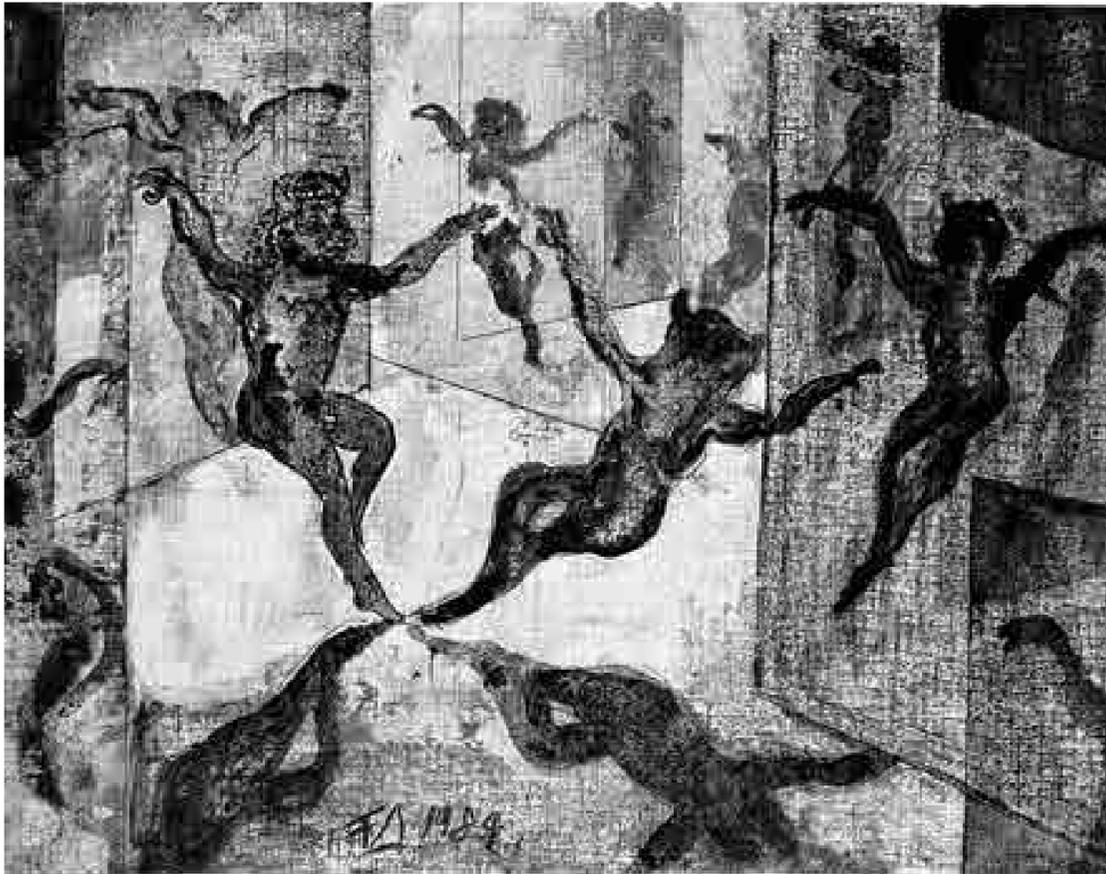
Allein, richtig einlassen kann ich mich darauf nicht, denn schon wird mir der nächste Podcast für das bessere Ich vorgeschlagen. Denn wenn mir *einfach produktiv* gefällt, könnte mich zum Beispiel auch *Erschaffe die beste Version von dir* interessieren. Was hier Sache ist, erfahre ich schon nach wenigen Sekunden: Der Host, ein „Speaker für Gesundheit und Performance“, erklärt, es soll ein Podcast für Menschen sein, „die etwas aus sich und ihrem Leben machen wollen“. Klingt gut, aber auch etwas vage. Konkrete Ziele sind besser – könnte man sicher auch in einigen dieser Podcasts hören.

Ich werde zum Glück fündig: *Fitness mit M.A.R.K. – Nackt Gut Aussehen*. Na also, das ist konkret. Geschenk wird uns der Astralleib allerdings nicht. M.A.R.K., das heißt mentales Training, ausgewogene Ernährung, richtiges Krafttraining und Kardiotraining. Das klingt nach Arbeit, das treibt einem auch zu Hause den traurigen Geruch des Fitnessstudios in die Nase.

Ich suche lieber weiter und stolpere noch über *Die Kunst, dein Ding zu machen*, nach eigenen Angaben mit über 16 Millionen Downloads (Stand Februar 2020) der meistgehörte „Erfolgs-Podcast“ – anscheinend ein Genre für sich. Reinhören schaffe ich nicht, keine Zeit, ich bin jetzt ein Getriebener. Irgendwann lande ich beim *YogaEasy*-Podcast. Dort heißt es zur Begrüßung von Folge 81: „Schlechte Gewohnheiten, Suchtverhalten, negative Gedanken machen nicht nur dick und doof, sondern auch unglücklich. Herzlich willkommen zum *YogaEasy*-Podcast.“ Motivierend.

Prompt komme ich auf schlechte Gedanken: Ich sehe mich selbst, wie ich jogge, einkaufe, zur Arbeit fahre – immer Podcasts im Ohr –, am besten noch in doppelter Geschwindigkeit, um mir noch mehr Erfolgstitips reinpfeifen zu können. Ein produktiver, effizienter, zielstrebig Adonis, geboren aus einer eigentümlichen Welt – irgendwo im nebulösen Grenzbereich zwischen Influencertum, Marie Kondo und Motivationsseminaren. Diese Vorstellung macht mich tatsächlich unglücklich. Diese sich stets ähnelnden Erzählungen von Erfolg, des Besserstellens im ewigen Wettbewerb, diese Suche nach dem Ankommen, die offensichtlich die Nachfrage für derlei Formate schafft: denn die sind bei Apple-Podcasts sehr gut bewertet, oftmals von Tausenden Hörer\*innen.

Die Podcast-Szene ist für mich nach wie vor ein Experimentierfeld für interessante journalistische Formate, für neue Formen des Erzählens. Natürlich ist auf dem Experimentierfeld per Definition Platz für alle. Und das ist auch gut so. Doch was, wenn auch der Podcast auf diese Weise immer mehr in die neoliberale Welt einverleibt wird? Ich hoffe, der Platz für das Unkonventionelle bleibt noch lange erhalten. Das werde ich mir weiterhin mit Genuss anhören. Ganz in Ruhe – und einen Espresso dabei trinken.



„Illustration zur Ballade Minotaurus I/IX“ (1984): Die Bilder beziehen sich auf Dürrenmatts Texte, stehen aber auch für sich

# Monsterpein

**Kunst** Was nur wenige wussten: Friedrich Dürrenmatt malte auch – die „Schlachtfelder“ der „schriftstellerischen Kämpfe“. Ein Band erkundet sein bildnerisches Vermächtnis

■ Hannes Klug

**A**lle, die ihr Deutsch-Abi vermasselt oder ein Germanistikstudium abgebrochen haben, hören jetzt mal weg. Friedrich Dürrenmatt ist so etwas wie der Inbegriff für die wenig glänzenden Mühen eifriger Gymnasiallehrer geworden, die Leserresistenz jugendlicher Schüler durch sinnfällige Dramen wie *Der Besuch der alten Dame* oder *Die Physiker* zu erschüttern. Dafür kann der weltweit meistaufgeführte, übersetzte und gelesene Schweizer Autor, der am 5. Januar seinen 100. Geburtstag gefeiert hätte, nun wirklich nichts. Jetzt gibt es die Chance, einen neuen, unvoreingenommenen Blick auf Dürrenmatts künstlerisches Vermächtnis zu werfen – einen, der nicht über Worte führt, sondern über Bilder.

Denn Dürrenmatt – das ist wenig bekannt – war nicht nur Schriftsteller, sondern auch Maler, und was für einer. Lange

Zeit wurde dieser Teil seines Erbes kaum beachtet – kein Wunder, denn er selbst hielt seine zweite künstlerische Seite weitgehend geheim. Ausgestellt hat er seine Bilder kaum, und verkauft hat er kein einziges. Dennoch hat er selbst zwischen den Kunstformen für sein Schaffen keine Rangfolge festgelegt, sondern immer wieder betont, wie sehr für ihn beide ineinandergreifen: „Meine Zeichnungen sind nicht Nebenarbeiten zu meinen literarischen Werken, sondern die gezeichneten und gemalten Schlachtfelder, auf denen sich meine schriftstellerischen Kämpfe, Abenteuer, Experimente und Niederlagen abspielen“, sagte er selbst.

## Menschenleib und Stierkopf

Unter diesem Motto steht auch der erste von drei Bänden des Steidl-Verlags, der Dürrenmatts bildnerisches Schaffen zu seinen Texten in Bezug setzt. Allerdings: So verführerisch und womöglich aufschlussreich es sein mag, Dürrenmatts Texte in

Dialog mit den Zeichnungen und Gemälden zu bringen oder genealogisch nachzuvollziehen, wie Letztere zu Vorlagen, Kristallisationen oder nachträglichen Illustrationen der Ersteren wurden, so zeigt sich beim Betrachten der Bilder schnell, dass die eigentliche Herausforderung darin besteht, sie aus dem bestimmenden literarischen Zusammenhang zu lösen und ihnen einen eigenen, unabhängigen Stellenwert zuzugestehen.

Als Theaterautor hat Friedrich Dürrenmatt zunächst ganz banal eine Affinität zur bildnerischen Umsetzung seiner Motive gespürt, hat Szenen visuell ausgearbeitet und die Physiognomien seiner Figuren mit dem Zeichenstift erkundet. Doch sein Schaffen reicht sehr viel weiter, tief hinab in „die menschliche Verlorenheit in einer undurchschaubaren Welt“, wie Peter Gasser in einem der fünf Textbeiträge, die den Band ergänzen, zu Dürrenmatts komplex ausgestalteten Minotaurus-Figuren schreibt, die immer wieder in seinen Bildern auftauchen.

Zu diesem Mischwesen, zusammengesetzt aus Menschenleib und Stierkopf, das in einem ausweglosen Labyrinth seiner Hinrichtung harret, hybrid, im Übrigen, wie Maler und Autor in einer untrennbaren Gestalt, scheint der Künstler zeitlebens innerliche Nähe empfunden zu haben. Die erste Gouache *Der entwürdigte Minotaurus* entsteht zwischen 1958 und 1962 und zeigt den behaarten Stiermenschen ungenlenk und hilflos. Diese Figur, so erläutert Gasser in seinem Essay, habe „mehr Tierisches als

## Groteske Folterszenen erinnern nicht zufällig an Kafkas Strafkolonie

Menschliches an sich, aber auch etwas sonst dem Menschen wesenseigenes Verzweifeltes“. Nach eigenem Bekunden hatte Dürrenmatt schon als Kind „diese Empfindung des Grausamen, diese Empfindung des Eingepferchtseins, des Unübersichtlichen, ich möchte fast sagen: das Empfinden des Minotaurus, der inmitten des Labyrinths sitzt und nicht weiß, was auf ihn zukommt. Ich glaube, ich war ein Kind, das sehr unter Angstgefühlen und darunter litt, dass es sehr viele Dinge nicht durchschaute.“

Die Schweiz als geografischer Fixpunkt erschien Dürrenmatt später noch dazu ganz konkret als „vom Rest der Welt abgekapselt“ und „als Gefängnis, in dem sich die Insassen – wie der Stiermensch im Labyrinth – von der Wirklichkeit ausgeschlossen fühlen“. Die 1974 entstandene Federzeichnung *Der verängstigte Minotaurus* vertieft diese existenzielle Sichtweise noch und zeigt das sich im Labyrinth so hilflos wie vergeblich duckende Monster als Sinnbild menschlicher Einsamkeit und Verlorenheit.

Dürrenmatts Rückgriffe auf Mythen und Religion finden in Sisyphos, im von riesigen, schattengleichen Vögeln gepeinigten Prometheus oder auch in Atlas, der unter seiner Last zusammenbricht, exemplarisches menschliches Leiden. Durch grotesk überspitzte Folterszenen, die nicht von ungefähr an Franz Kafkas Strafkolonie erinnern, verhüllte Henkersgestalten oder schonungslose Kreuzigungsfantasien, in denen überdimensionale Ratten sich am Christusleib nähren, erscheint der Mensch als gemartertes Individuum, übergreifend verweisen apokalyptische Szenarien auf eine sinnlose Zufall und unentrinnbarem Verderben unterworfenen Geschichtsauffassung. Dürrenmatt als bildender Künstler – was für eine schmerzvolle Entdeckung!

**Wege und Umwege mit Friedrich Dürrenmatt**  
Madeleine Betschart, Pierre Bühler (Hg.),  
Steidl 2021, 328 S., 200 Abb., 65 €

# Wohnung ohne Aussicht

**Musik** Die Sleaford Mods schreiben saftig, treffend und humorvoll über die Leben der sogenannten kleinen Leute

■ Jürgen Ziemer

**J**ason Williamson und Andrew Fearn sind Männer um die 50. Familienväter mit zerknitterten Gesichtern und etwas derbem Humor, zu Hause in der post-industriellen Ödnis der britischen Midlands. Als Sleaford Mods schimpfen die beiden seit Jahren über das Leben im Hamsterrad des Neoliberalismus. Das Runterschlucken und Stillhalten, wenn man eigentlich aus der Haut fahren möchte. Ihre Musik ist ein entschlossen hämmerndes Derivat aus Punk und Techno, der Bass führt, die Beats klatschen. Andrew Fearn, der den kargen Klang-Minimalismus verantwortet, steht bei Konzerten meist nur freundlich nickend neben seinem Notebook. In der Hand eine Flasche Bier – die digitale Technik erledigt den Rest. Jason Williamson, der Sänger, dagegen tobt und grimassiert, was das Zeug hält. Er übergießt das Publikum

mit Wutkaskaden voller „Fucks“ und „Cunts“, die sich an niemanden Bestimmtes richten, oder an alle. Das Duo aus Nottingham spricht für eine desillusionierte Arbeiterklasse, für all die Überflüssigen und Abgehängten, die Opfer von Thatcher, Cameron und Johnson. Doch die selbstironischen und oft sehr lustigen Beschreibungen eines Alltags an der Klippe zum sozialen Absturz sprechen längst auch in Deutschland ein immer größeres Publikum an. In England erreichte das letzte Album *Eaton Alive* sogar Platz 9 der Album-Charts.

Der Nachfolger *Spare Ribs* könnte nun noch erfolgreicher werden, schon wegen *Mork and Mindy*. Williamson reflektiert da zu einem raffiniert schlingenden Beat über seine Kindheit: die klopfende Zentralheizung, die Gerüche des Mittagessens, die Tristesse aus Beton und ramponierten Garagen vor der Haustür – Platz für Schönes bleibt höchstens in Tagträumen und Fantasien. Die wunderbare Gastsängerin Billy

Nomates verleiht dem Refrain etwas zärtlich Lebensweises, aber auch Resignatives: „You go too high too low / It doesn't make a difference I know / You go too high too low / But the system won't go.“ Du kannst machen, was du willst, doch das System wird sich nicht ändern.

## Sehr britische Welten

Auch bei anderen Stücken finden sich überraschend süffige Melodien und ein Songwriting, das fast schon an Bands wie The Kinks oder The Jam erinnert. Es sind sehr britische Welten, die hier bis ins Detail beschrieben werden – doch die ernüchternden Erfahrungen dahinter sind universell nachvollziehbar. In *Fishcakes* erzählt Williamson von Geburtstagsfeiern in Imbissbuden, wiederverwendetem Weihnachtspapier und der Gewissheit, dass alles, was schiefgehen kann, auch schiefgehen wird. Das ist enorm berührend und

erinnert musikalisch an den Sound der zerbrechlichen Post-Punk-Band Young Marble Giants. *Spare Ribs* steht für einen Wandel der Sleaford Mods. Nicht mehr nur Wut, auch Empathie spielt jetzt eine wichtige Rolle. Und natürlich Corona, das Album entstand im ersten Lockdown. Im Titelsong *Spare Ribs* reibt sich Williamson an der Erkenntnis, dass die Orgien von Elon Musk bestimmt besser sind als das Hüten kreischender Kinder in einer zu engen Wohnung ohne Aussicht. Warum schreibt sonst niemand so saftig, treffend und humorvoll über die Leben der sogenannten kleinen Leute? Vielleicht brauchen wir so etwas wie einen antirassistischen linken „Pride“, ein positives Gegengewicht zum dumpfen Nationalismus der Rechten. Die Sleaford Mods haben da schon ein paar passende Narrative auf Lager.

**Sleaford Mods** *Spare Ribs* Rough Trade